



**DRYAS**

Minouche Moser

»In einem leuchtend  
schönen Land«

Abenteuer Alltag in Sri Lanka

Erzählungen

Dryas Verlag

Das für dieses Buch eingesetzte Papier ist ein Produkt aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

2. Auflage 2010

© Dryas Verlag, Text und Bilder

Herausgeber: Dryas Verlag, Oldenburg, gegr. in Mannheim

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rosa Segerer, Segerer Design

Herstellung: Gabriel A. Neumann, Heidelberg

Druck: Strauß GmbH, Mörlenbach

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte

bibliografische Daten sind im Internet über

<http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-940855-25-1

[www.dryas.de](http://www.dryas.de)

## **Vorab: Dryas Verlag setzt sich für bewusstes Reisen ein**

Liebe Leserinnen und Leser,

die Reisebücher des Dryas Verlags beschreiben das Leben und den Alltag in anderen Kulturen, sie sollen Sie inspirieren, bewusst zu reisen und Unterschiede als Bereicherung zu erfahren.

Bewusstes Reisen heißt für mich, offen zu sein für Anderes und Neues, es aktiv anzunehmen – es heißt aber auch, nicht die Augen zu verschließen vor Problemen, und diese ebenso aktiv anzugehen. Aus diesem Grund spendet der Verlag für jedes verkaufte Buch 50 Cent an eine Organisation, die soziale, kulturelle oder ökologische Projekte unterstützt.

Der Dryas Verlag ist Mitglied im „Forum anders Reisen e.V.“, ein Zusammenschluss, der sich für Tourismusformen einsetzt, die langfristig ökologisch tragbar, wirtschaftlich machbar sowie ethisch und sozial gerecht für ortsansässige Gemeinschaften sind. Diesem Ziel der Nachhaltigkeit verpflichten wir uns.

Die mit dem Ihnen vorliegenden Buch gesammelten Spenden gehen an das Kinderdorf „Little Smile“, welches vor Ort in Hikkaduwa verlassenen und misshandelten Kindern Schutz bietet, mehr erfahren Sie im Buch oder unter [www.littlesmile.de](http://www.littlesmile.de).

Ich bedanke mich für Ihr Interesse und Ihren Beitrag zu dem Projekt und wünsche viel Vergnügen beim Entdecken der Vielfalt Sri Lankas.

Sandra Thoms  
Verlegerin Dryas Verlag

## INHALT

Einleitung in ein über zweihundert Seiten langes Staunen . . . . .	.11
1. Touristen machen Alltag . . . . .	17
2. Hilfe! Mein Essen brennt . . . . .	37
3. Lassenei – Ein wunderschönes Land . . . . .	55
4. Lachen ist gesund . . . . .	67
5. Bis über beide Ohren ayurvedisch . . . . .	88
6. Ich bilde mich ayurvedisch . . . . .	98
7. Infrastruktur mit eigenwilliger Struktur . . . . .	112
8. Un-Recht und Un-Ordnung . . . . .	129
9. Von der Laus und anderem Alarm . . . . .	144
10. Tsunami: Ein Wort macht Karriere . . . . .	159
11. Sechs Kilometer Glück . . . . .	169
12. Die Kunst des Helfens . . . . .	181
13. Krieg, Frieden und die Presse . . . . .	191
14. Der Jakobsweg auf den Adams Peak . . . . .	202
15. Immer mit der Ruhe . . . . .	219
16. Über Hoch-Zeiten und Aber-Glauben . . . . .	232
17. Abschied von einem leuchtend schönen Land . . . . .	245
<i>Anhang</i>	
Karte . . . . .	253
Landesinformationen zu Sri Lanka . . . . .	254
Mehr Lesestoff zu Sri Lanka . . . . .	259
Danksagung . . . . .	261

## Einleitung in ein über zweihundert Seiten langes Staunen

Anfang 2004 blätterte ich mit drei Kindern in einem Atlas und suchte den Asienteil nach der Insel Sri Lanka ab. Auf Sri Lanka, so hatte ich mir sagen lassen, gab es für den Ehemann eine Anstellung. Nachdem jene Deutschland kürzlich ausgegangen war, prüfte unsere Familie ernsthaft die Auswanderungsvariante. Mein Mann Andreas schob kopfschüttelnd das geografische Nichtwissen von uns vier über einem Atlas brütenden Häuptionern beiseite, und setzte mit dem Zeigefinger in Frankfurt auf.

„Passt gut auf“, befahl er und hob ab, zog zielstrebig an Wien vorbei, legte in Bukarest eine kurze Bedenkepause ein, streifte die Vereinigten Emirate, reiste in Indien ein- und aus, überflog ein daumenbreites Stück vom Indischen Ozean und landete punktgenau auf Sri Lanka.

„Tropische Temperaturen in Äquatornähe“, stellte Andreas anerkennend fest und zitierte aus der Job-offerte weitere Vorzüge: „Wohnzulage, Krankenkasse und Schulgeld!“

„Schulgeld“, streifte mich ein Begeisterungsschub. „Das heißt, wir leisten uns eine Privatschule und das könnte durchaus ein Entscheidungsfaktor sein!“ – und begann, von dem knüppelharten, deutschen Schulsystem angeschlagen, eine Strichliste in Pro und Contra auf einen Schmierzettel zu kritzeln.

„Hawaii“, schwatzte der Ehemann der Schmiertabelle ein Positiv auf und fuhr von Honolulu bis Sri Lanka und zurück, wobei der leidenschaftliche Surfer in ihm überhand nahm und hinzusetzte, „hat ähnliche Temperaturen, ein Meer, Wind und mit ziemlicher Sicherheit Wellen.“

Mit der Aussicht auf Wind und Wellen nahmen Andreas Augen einen verklärten Glanz an, sodass ich um seine Objektivität fürchten musste.

„Tobte da nicht...“, zog ich die Familienaufmerksamkeit auf mich, lenkte listig von der begehrten Freizeitperspektive ab und legte eine angemessene Pause ein, bevor ich zielstrebig einen hässlichen Flecken auf das eben noch paradiesische Bild Sri Lankas kleckerte. „Tobte da nicht ein wütender Bürgerkrieg zwischen den im Süden und Westen lebenden Singhalesen und den im Norden und Osten ansässigen Tamilen?“, schloss ich meine angefangenen Bedenken und legte damit die Fährte auf einen realitätsnahen Pfad.

Jener Einwurf bestürzte jedoch nicht den Mann, sondern die drei Kinder, die bislang stumm zugehört hatten und nun mit meiner Hilfe einen Entschluss gefasst hatten.

„Auf gar keinen Fall!“, verkündeten sie in seltener Eintracht und pochten auf ihre Stimmenmehrheit. Konservativ bis in die Zehenspitzen schworen sie, niemals ihre kleinen Füße auf Sri Lankas explosiven Boden zu setzen.

„Wir sind doch nicht blöd!“, erklärten sie und tippten sich abfällig an die Stirn. „Viel zu gefährlich, bei so 'nem Krieg!“

Ich versuchte mich in Schadensbegrenzung.

„Das merken wir doch gar nicht“, wedelte ich mit der Hand, die eben noch von mir geschürten Ängste davon und lachte gespreizt.

„Stellt euch vor“, holte ich meinen Begeisterungsschub von eben zurück. „Da besucht ihr dann eine internationale Schule und lernt nebenbei Englisch!“ Mein Manöver zeigte Wirkung.

Nur nicht die Wirkung, die ich mir erhofft hatte.

„Englisch!?“ entrüstete sich der damals neunjährige Fabian und als Ältester automatisch auch der Wortfüh-

rer. „Ja, so was kann ich überhaupt gar nicht lernen!“ – und zog die Geschwister Caro und Willi gleich mit in sein pessimistisches Boot, wo sie meuterten, bis ich zum Mittagessen rief.

Fortan berieten wir uns fernab der Kinderohren, waren die nächsten Tage gründlich mit Gehirnzellenakrobatik beschäftigt. Mit jenen Zellen turnten wir über das ehemalige Ceylon und kritzelten alles, was wir auf die Schnelle an Informationen zusammentragen konnten, in unsere Bewertungstabelle, der wir unterdessen ein ordentliches Stück Papier zur Verfügung gestellt hatten. Mit einem zittrigen Strich trennte ich Plus von Minus und notierte auf der Plusseite Ayurveda, kilometerlange Sandstrände, herrliches kurze-Hosen-Wetter und Curry, Zimt und Tee. Bei „Ceylon Tee!“ entwischte mir ein wehmütiger Seufzer und im Stillen nahm ich Abschied von der morgendlichen Koffeindosis, die meinen lahmen Frühstückskreislauf in Schwung brachte, übertrug den an Sri Lankas Grenzen nagenden Indischen Ozean wegen Wind und Wellen ins Plus und hielt bei der Kokosnuss inne, bevor ich sie im Minus einwies. Überrascht sah mich Andreas an und bekam als Erklärung, dass ich jene gegoogelt und allein-stimmig des Mordes überführt hatte.

„Die werfen ihre Früchte wahllos auf harmlose Passanten ab“, behauptete ich. „Und stell dir mal vor, dieser Passant ist eines deiner Kinder!“

Für diese Vorstellung ließ ich ihm allerdings keine Zeit, war schon im nächsten Schreckensszenario angekommen.

„Auf Sri Lanka gibt es eine Vielzahl an Schlangen“, redete ich mir selbst ein Schaudern ein: „Giftige Schlangen!“

Jene, malte ich mein Schaudern weiter aus, spritzten dem spielenden Nachwuchs ihr Gift in den großen Zeh und überdies, erschrak ich beim Blättern durch das

Furcht einflößende Tierlexikon, könnte ein auf der Insel ansässiges Krokodil eine Vorliebe für zartes Kinderfleisch entwickelt haben.

„Oder ein Stachelrochen sticht zu und eine Elefantenherde...“ Bei den Gefahren der Elefanten hob Andreas entschieden die Hand und bestimmte: „So wird das nichts!“

„Ja warum denn nicht?“, wunderte ich mich ehrlich und fügte hinzu: „Jetzt, wo ich gerade so richtig in Fahrt bin!“ - und versank andächtig in unserer unergiebigen Tabelle.

Mir war gerade etwas Wichtiges eingefallen!

„Siddhartha“, seufzte ich und hatte Hermann Hesses Erfolgsroman im Sinn, dessen Weisheiten in mir das auslösten, was Wind und Wellen in Andreas ausgelöst hatten. Meine Träumerei führte zu einem verklärten Plus und folgender Aussage: „Ich könnte dort im buddhistischen Kloster meditieren“ – und wähnte mich schon orange gekleidet erleuchtet. Über der Vorstellung einer heiligen Ehefrau lachte Andreas Tränen und konnte sich auch nicht mit Hilfe meines todbringenden Blickes wieder einkriegen. Entschuldigend zuckte er mit den Schultern und warf sich zur Beruhigung Süßwasser ins Gesicht.

„In den Tempel!“, korrigierte ich giftig, sah meine Seele Omm-brummend gen Himmel schweben, erinnerte mich noch brummend an den damals noch schwebenden Bürgerkrieg zwischen den Tamilen und den Singhalesen und somit an einen Krieg, den man unter anderem auf Buddhas Schultern legte.

Mein schwebendes Innenleben krachte auf den Boden der Tatsachen und wieder einmal stand es unentschieden!

„Mal schau!“, beendete der Ehemann endgültig den fruchtlosen Denkprozess und wandte sich anderen Joboptionen zu.

Die Joboptionen führten immer wieder nach Sri Lanka und in unsere Bewertungstabelle zurück, die unermüdlich neue Resultate ausspuckte. Erst hatte der unterzeichnete Waffenstillstandsvertrag den Bürgerkrieg neutralisiert, dann wiederum sorgte ein explodierter Selbstmörder in der Inselhauptstadt Colombo für Unsicherheit. Ernüchert schoben wir unseren kläglichen Versuch, einmal in unserem Leben mit Struktur, und nicht ausschließlich mit einem Bauchgefühl eine Entscheidung zu fällen, beiseite und wandten uns reumütig der vernachlässigten Intuition zu.

Der Intuition folgend unterschrieb Andreas den Vertrag mit Sri Lanka und wir flogen im Jahre 2004 zehntausend Kilometer um die Erdkugel, hauchten beim Landeanflug mit platt gedrückten Nasen „Ah“ und „Oh“ ans Airbusfenster und hatten das erste Mal in unserem Leben einen Überfluss an Fauna und Flora vor Augen, schwebten im Landeanflug über dichtes Dschungelgrün, welches uns in voller Blüte willkommen hieß. Der Dschungel war aber nicht die einzige unbekannte Größe, die uns erwartete. Streng genommen ist dieses Buch weder ein Reiseführer, noch ein Inselbericht, sondern ein mehr als zweihundert Seiten langes Staunen. Das führt dazu, dass ich mich über weite Strecken im Zustand höchster Verwirrung befinde und lächle, wenn ein ernstes Wort angebracht wäre und ernste Worte anbringe, wenn ein Lächeln notwendig gewesen wäre.

Alles in allem hat es mich weitaus mehr als zweihundert Buchseiten gekostet, bis ich mich im srilankischen Alltag zurecht finden, und deutsche Genauigkeit zugunsten des Drehbuchautors „Leben“ ablegen

konnte, welcher annähernd für jede Szene „Es kommt immer anders, als man denkt“ vorgesehen und trotzdem für jede Episode ein Lächeln eingeplant hat. Ein Drehbuch, welches ich hier subjektiv und so wiedergegeben habe, wie es sich für mich über die Jahre angefühlt hat.

## 1. Touristen machen Alltag

Als wir uns an den tropischen Temperaturen, Pflanzen und der Freundlichkeit satt gesehen und gefühlt hatten, wurde es Zeit, unser Lotterleben im Hotel zu beenden und nach einem Zuhause für uns und den demnächst eintreffenden Hausrat Ausschau zu halten. Viel Ahnung von unserem kleinen Asien hatten wir in den zwei Wochen noch nicht gesammelt, uns bislang vom Hotelpersonal das Alltägliche besorgen lassen und uns in Urlaubsstimmung ein Zuhause angewöhnt, welches ausschließlich touristische Qualitäten aufwies.

Im Urlaub entwickelt sich bekanntlich nur ein überschaubares Gespür für die Realität unter der Oberfläche und wir verwandelten uns in fünf waschechte Inselgreenhörner auf der Suche nach einer Bleibe.

„Ich werde dann mal meinen Kollegen Peter fragen“, kündigte Andreas eines schwülen Nachmittags an, nachdem wir uns unter einem Sonnenschirm träge gekocht hatten und die Kinder im Hotelpool Ertrinken übten. „Der wohnt in einem Compound und meinte kürzlich, dort wäre noch ein für uns passendes Haus frei.“

„Ein Compound“, nuschelte ich hinter einem unterdrückten Gähnen, „was ist denn das?“

„Eine international bewohnte Häuseransammlung, die von einer zwei Meter hohen Mauer umschlossen ist.“

Ich stellte mir die laufenden Meter Mauer vor, die uns vom sri-lankischen Leben abschnitten und den Stempel des nicht anpassungswilligen Fremden aufdrückten.

„Das geht ganz und gar nicht!“, erwachte ich aus meiner Lethargie. „Ich werde doch nicht isoliert von den Einheimischen jahrelang die nicht anpassungswillige Fremde mimen! Ich“, so tönte ich laut und deutlich,

würde in Zukunft noch einige Male an mein Getöse zurückdenken, „passe mich an und plane mein Dasein im gemeinsamen Alltag mit den Sri-Lankern.“

„Wenn du meinst“, sagte der Mann, sprang unvermittelt zu den Kindern in den Pool und spielte dort eine Stunde lang blinde Kuh mit ihnen.

Spielte und führte mir meine eigene Blindheit vor, die mir demnächst ins Gesicht schlagen würde. In Sri Lanka kommt nämlich nicht nur alles ganz anders, als man es geplant hat, sondern sogar anders, als man es sich je hätte träumen lassen!

Am Sonntag begaben wir uns auf Häuserschau. Wir fuhren von der Hauptstraße ab und hinein in eine stau-  
bige Nebenstraße, parkten unser Mietauto unter einem blühenden Mangobaum direkt an der Kirche, wo ich fortan hautnah mit den Sri-Lankern wohnen wollte.

„Sehr katholisch“, brüllte Andreas mich beim Aussteigen an, wollte die Lautsprecher übertönen, über die ein Priester voluminös katholische Reden schwang.

„Ja“, musste ich zugeben, „sehr katholisch!“

Katholisches verfolgte mich durch den Haupteingang, wo ich fast in einen Fischteich gestolpert wäre, für den im Wohnzimmer ein Becken eingelassen worden war. Stimmungsvoll plätscherte ein elektrischer Springbrunnen in den überdachten Teich, während Fische ihre Kreise zogen. Interessiert und gleichzeitig irritiert blieb ich darin stehen.

„Das Sprudeln wirkt Temperatur ausgleichend und die Fische sollen sich von den jahrein, jahraus abgelegten Moskitolarven ernähren“, wusste Andreas.

„Praktisch, nicht?“

Ich wandte mich dem Makler zu, der uns weiter durch das Haus führen wollte. Mit der himmlischen Botschaft im Genick folgten wir ihm und wehten durch einen fensterlosen, hohen Raum, in dem als Möbelstück ein

geblühtes Sofa sein Dasein fristete, direkt auf eine sich ins Obergeschoss windende Holztreppe zu.

„Der Raum ist gemütlich wie eine Bahnhofshalle“, dachte ich bedrückt und folgte meiner Familie im Gänsmarsch treppauf, hörte den Makler die Musterung des Sofaüberzugs mit „liebevoll möbliert“ loben. Ich sah mich bereits Stoffe einkaufen und über lila und orange Geblühtes werfen, erreichte, ganz in die Dekoration vertieft, eine ausschweifende Galerie, über die ich meine Blicke ausführlich schweifen ließ. Wuchtige Holzbalken und quer darüber laufende Holzverstrebungen bewahrten das lose bedeckte Ziegeldach vor dem Absturz. Mit den geweißelten Wänden hinter dunkel eingelassenen Balken wirkte dieser Raum nach dem unterkühlten Empfang im Untergeschoss warm und gemütlich. Ich ließ mich zur Probe auf einen der beiden Rattansessel nieder, aus dem ich nur mit viel Überwindung wieder aufsteigen konnte. Ich trat zum Fenster und blickte über ein blechbedecktes Dach auf den Kirchenvorplatz, auf welchem mindestens hundert Menschen versammelt standen und sich dort unten an ihrem Glauben festhielten. Ihr Vertrauen in Gott stand in der Aufmerksamkeit geschrieben, mit welcher sie den sich überschlagenden Reden des Priesters folgten, andächtig ein Kreuz schlugen und „Amen“ murmelten. In diesem Moment beneidete ich sie ehrlich um ihre Gottesfürchtigkeit, die mir in meinem rationalen Leben abhanden gekommen war und empfand meine atheistische Ader als Zeichen einer Wohlstandsverwahrlosung.

„Wohlstand hat auch mit politischer Verlässlichkeit zu tun“, sagte ich mehr zu mir selbst und sah Andreas an, der neben mir stehen geblieben war, unsere Gedanken derweil stumm von einem auf den anderen übergegangen waren, ohne dass wir sie aussprachen. Andreas nickte nachdenklich, wandte sich daraufhin dem

Makler zu, während ich schweigend darüber brütete, wie soviel Religiöses in die Köpfe der Sri-Lanker hatte kommen können. Vermutlich in der Not geboren und notwendig, weil die finanzielle und auch die politische Verlässlichkeit fehlte. Was unter anderem darauf zurückzuführen war, dass eine über Jahrhunderte währende Kolonialherrschaft die Menschen ihrer buddhistischen, königlich-mystischen Kultur entfremdet hatte. Als Ersatz hatten wir ihnen ein kapitalistisches System und den katholischen Glauben aufgezwungen, in die sie nicht gemächlich hineinwachsen hatten können. Obenauf hatten wir ihnen keine Zeit gelassen, Altbewährtes nach und nach abzulegen und Neuem Raum zu schaffen. Gemeinsam mit Andreas hatte ich schon viele Stunden lang diese Theorie über die Armut und verwilderte Politik Sri Lankas gewälzt und blickte wieder gedankenverloren auf die katholischen Buddhisten nieder. Der Buddhismus war von den Kolonialmächten belächelt und mit einer unbefleckten Empfängnis und einem auferstandenen Jesus ersetzt worden, womit die sagemumwobene Dynastie ganz durcheinander geraten war. Und aus diesem zerrütteten Mythos war ein Regierungssystem entstanden, das momentan die politische Vision ihre Wähler aus den Augen zu verlieren drohte.

Auch Touristen lasen Zeitung. Was ich in den letzten Wochen gelesen hatte, enthielt einen offensichtlichen Mangel an politischer Integrität und wäre für deutsches Rechtsempfinden in dieser Form kaum möglich gewesen. Diese Politik füllte die Taschen vieler, die eigentlich schon reich genug waren. Die weit aufklaffende Schere zwischen arm und reich raubte einer breiten Bevölkerungsschicht jeden Hoffnungsschimmer. Wenn die Realität versagte, schien es nur natürlich, dass man sich an seinen Glauben klammerte.

Ich befreite mich aus meinem religiösen und sozialpolitischen Grübeln und wandte mich wieder der verschwenderisch angelegten Galerie zu, der den Blick auf den sprudelnden Fischteich und jenes gemütliche Sofa frei gab. Ich lehnte mich über ein fett lackiertes Holzgelenk in den Blick hinein und seufzte.

„Die Zimmer sind alle möbliert“, prahlte unser Makler und riss mich aus meinen Gedanken. Er führte uns in einen ersten, winzigen Raum, an dessen Decke ein Ventilator die Hitze umdrehte und eine in die Wand gebaute Klimaanlage die tropisch bedingte Schwüle in Kälte verwandelte. Über dem Kinderbett schwang ein rosa Moskitonetz, das so kitschig war, dass den Mücken alleine beim Anblick der Durst vergehen musste. Wir streiften einen Kleiderschrank mit handgeritzten Schnörkeleien und betraten das Badezimmer, welches zwei Zimmer miteinander verband. Von dort aus stießen wir ins Elternschlafzimmer vor und blieben an einem Doppelbett stehen, über dem der Ventilator seine Runden drehte. Ein verschnörkelter Wandschrank erstreckte sich über die ganze Länge bis zu einem vergitterten Fenster, welches den Blick in des Nachbarns Schlafzimmer freigab.

„Und die Küche“, fragte ich in der Hoffnung, dass die Gemütlichkeit nicht nur auf der Galerie zuhause war und lief hinter dem Makler die Wendeltreppe bergab, stieg noch ein paar Stufen tiefer und endete in einem weiß gekachelten Verlies mit angerostetem Kochherd.

„In den besseren sri-lankischen Haushalten kocht die Köchin“, entschuldigte er die Lieblosigkeit der Küche. Und, dachte ich die Erklärung zu Ende, in den Arbeitsplatz einer Köchin lohnte keine extra Investition. Ich war mit nur einem Satz in die Zweiklassengesellschaft eingedrungen, in der die „bessere“ Gesellschaft deutlich mehr wog als die Arbeiterklasse, man den Haushalt als niedrige Arbeit an die unteren Kasten abschob,

Fingernägel und Hände der Hausfrau abwaschfrei prächtig sprießen und gedeihen konnten.

Unterdessen war die Messe zum Choral übergegangen und der Lautstärkenregler ein paar Takte nach oben geschraubt worden. Ich wusste plötzlich, dass mich, bei allem Respekt für ihre Religiosität, die Beschallung von Freitag bis Sonntag, an Feiertagen, Hochzeiten und Beerdigungen auf Dauer zermürben würde.

„Leider hat das Haus zu wenig Zimmer aber trotzdem vielen Dank für die Führung“, verabschiedete ich mich und flüsterte Andreas zu, dass es sich lohne, zwischen Kirche, Tempel und Moschee und dem künftigen Wohnort einen hörbaren Mindestabstand zu legen.

Noch hatte ich aber mein Vorhaben, hautnah an den Sri-Lankern zu leben, nicht aufgegeben und ließ mir eine Wohngelegenheit zeigen, welche über genügend Zimmer verfügte und weit und breit keine Gebetsstätte vorhanden war. Stattdessen konnte es mit Straßenanschluss, Diesellärm, rußigen Abgasen und Hupkonzerten aufwarten, die mit der Lautstärke einer Messe durchaus konkurrieren konnten. In dem daraufhin inspizierten, palastähnlichen Gebäude im Dorfkern stimmte uns der Familiensinn und die Geselligkeit der Nachbarschaft bedenklich, die sich untereinander viel zu sagen hatten und pausenlos aufeinander einredeten; Radios und Fernsehapparate dudelten von mehreren Seiten gleichzeitig in des Palastes Garten und durch die luftigen Hauswände hindurch. Die nachbarschaftliche Freundlichkeit fand in Gemeinschaft statt und man scheute nicht, seine Freude und den manchmal damit einhergehenden Ärger laut auszutragen. Da konnte ich, die verkniffene, ruhebedürftige Europäerin nicht mithalten. Eine am Tor versammelte Familie winkte herzlich nach unserer weißen Haut und schwermütig winkte ich zurück.

Hier wäre nun der optimale Standort für das Leben als Teil der Sri-Lanker gewesen, die ihre Wäsche über die Zäune hängten und auf dem Gras zum Trocknen auslegten, ihr fließend Wasser an der Straße abholten und aus Eimern gossen, von Freitag bis Sonntag fromm waren, die restlichen Tage mehr oder weniger vergnügt ihren Alltag bestritten.

Meine Achtung für sie und ihr anspruchsloses Leben war grenzenlos und trotzdem war zu befürchten, dass ich auf Dauer nicht genügend Verständnis für das hier übliche, lautstarke Zusammensein aufbringen könnte und irgendwann ruhegestört jene Achtung vor ihnen verlieren würde.

Ich sah ein, dass ich mein Bedürfnis, ein lebender Teil Sri Lankas zu werden, auf Momente außerhalb meines Wohnens verlegen musste.

In der nächsten Woche bezogen wir den Compound, der auf dem schmalen Streifen zwischen Lagune und Meer für unser Freizeit- und auch Ruhebedürfnisse optimal gelegen war und richteten uns inmitten von Indern, Franzosen, Engländern, Schweden, Belgiern und Australiern ein, mit denen wir in unausgesprochenem Einverständnis die nachbarschaftliche Ruhe teilten. Zwar waren die Häuser nicht wie versprochen im Kolonialstil gebaut, dafür äußerlich sehr gefällig. Hässliche Betonmauern waren mit Natursteinen versiegelt, der Boden war mit fußwarmem Parkett ausgelegt und durch die großen Fensterflächen im Wohnraum zog ein kühlender Luftzug. Der Hausbesitzer versprach uns per Handschlag, die Küchenschränke zu entwurmen, wollte einbruchssichere Türen einbauen, sauberes Leitungswasser besorgen, einen explosionsicheren Boiler kaufen und geruchsfreie Abflussrohre einführen.

Immerhin ersetzte er den Boiler, der nach zwei Wochen explodierte – ersetzte jenen allerdings erst, nachdem auch mein Temperament explodierte und ich *sofort* ein explosionsssicheres Modell eingefordert hatte.

Die Mängel im Hausinneren sorgten dafür, dass ich die nächsten Jahre trotz unserer Perle Jasintha, die mir stets heiter den Haushalt schmiss, nie Gefahr laufen würde, in einen feudalen Zustand der Langeweile zu verfallen. Außerdem sprang die Üppigkeit, die wir auf der überdachten Terrasse täglich zu sehen kriegten, für alle Mängel ein: Vor uns breitete sich im Garten ein blühendes Wunder aus, das gut auf meinen braunen Daumen verzichten konnte und keiner Pflege bedurfte. Hibiskus und Orchideen versorgten sich autark von dem reichen Angebot an Sonne, Wasser und nahrhafter Erde, die Blätter der Dattelpalmen gediehen essstischgroß und dienten mir dekorativ als Untersetzer, wenn ich für Gäste ein Büffet anrichtete. Ananas wuchs ebenso selbstverständlich wie die Bananenstaude, die aus einer zylinderförmigen, lila Blüte ihre süße, gelbe Frucht aufblätterte und Kokosnusspalmen waren zahlreich wie Fichten im Bayerischen Wald. Was jedoch den Pflanzen an Feuchtigkeit und Sonne gut bekam, schwitzten wir insbesondere in den hitzigen Monaten von April bis Juli aus den Poren und kühlten uns in diesen Tagen wiederholt in dem Compound eigenen Swimmingpool. Von dort aus guckten wir in die Palmen und fühlten uns auch in Zeiten luxuriös, in denen der Pool wegen ungenügender Chlorversorgung grünte.

Grasgrün war auch die Lagune, die sich vor uns ausbreitete, und für Schwimmübungen nicht zu gebrauchen war, weil die Fabriken und Häuser über sie Giftiges und Widerliches entsorgten. Mit ihrer Hilfe leisteten wir uns den wahrlich stattlichen Blick und die uns umgebende Ruhe. Beides waren Raritäten in einer

Bevölkerungsdichte von 309 Anwohnern pro Quadratmeter, die wiederum vornehmlich auf dem westlichen Küstenstrich angesiedelt waren, den auch wir bewohnten. Unsere Compoundmauer lief rechts und links auf die Lagune zu und wurde dort von einem gitterförmigen Drahtzaun abgelöst, der am Wasser entlang für einen Weitblick sorgte, den die landesüblichen, schützenden Mauern rund um die Häuser in der Regel nicht bieten konnten. Am Frühstückstisch und in der Dämmerung bewirtete uns der Blick mit majestätisch an uns vorüber ziehenden Fischerbooten. Die Fischer saßen im länglichen Rumpf und stocherten mit langen Bambusstöcken über den schlammigen Lagunengrund. Ein Ausleger nahm dem Rumpf die Kippligkeit und die genähten, quadratischen Segel in leuchtenden Farben unterstützten die Antriebswirkung des Fährmannes. Der auf dem Ausleger Sitzende ließ die Netze ins Wasser gleiten, daraufhin trommelten sie wild auf den Holzrumpf und schlugen im Wechsel mit einem Bambusstecken auf die Lagune, trieben damit ihre Beute ins Netz und manchmal uns in der Morgendämmerung aus dem Schlaf, brachten Gefangenes zum Fischmarkt oder als Ausgleich für die gestörte Nachtruhe vor unsere Haustür zum Verkauf.

Unser gefühlter Luxus nahm rapide ab, sobald die Sonne von sintflutartigen Regengüssen abgelöst wurde. Mit Eimern und Tüchern bewaffnet raste ich dann durch das Haus und fing das nasse Himmels Geschenk damit auf. Hilflos sah ich zu, wie die Feuchtigkeit in die immer morscher werdenden Dachpartien eindrang und der Monsunregen vom Wind wie durch einen Wasserschlauch gegen Fenster und Türen geschleudert wurde, die nicht komplett dicht hielten und einen Teil davon einließen. Der Monsun tröpfelt